Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1951

36 (8.9.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Stummes Schicksal / Erzählung von Quirin Engasser

Irgend so einen Anfang hatte er ja immer gefunden oder herbeigeführt, der Lorenzer. Und es war wieder gekommen, wie es immer kam: karge Worte, die alles wieder gutmachten. Ob sie mitkommen wolle, fragte er nach einer Weile. Sie hatte Ja geantwortet, es sei so heiß, daß man nicht schlafen könne.

Sie waren hinausgegangen, über den Hof, der damals noch anders angelegt war als heute: In großem Rechteck standen Wohnhaus, Stallung und Scheune, die offene Seite war mit einer niederen Mauer abgeschlossen, in der das Hoftor lag. Aber nicht durch das Tor waren sie hinausgegangen. Sie wollten den Umweg um den ganzen Hof vermeiden und gingen durch die Scheune, die eine schmale Tür auf die Wiese hinaus hatte. Von hier aus schlängelte sich der Pfad hinauf zum Waldrand. Jetzt war der Hof anders angelegt: Scheune, Stallung und Wohnhaus standen in weiten Abständen, um im Falle eines Brandes nicht allesamt gefährdet zu sein. Aber der Pfad war noch da. Er führte jetzt zwischen Wohnhaus und Scheune hindurch, an einem Nußbaum vorbei und dann in den alten Schlangenlinien zur Höhe hinauf. Langsam sind sie den Pfad hinangestiegen, denn Margrit hatte einen schweren Gang damals. Und der Bauer hatte sie untergefaßt, um sie zu stützen.

Oben am Walde müßte noch alles so sein, wie es damals war, und vielleicht könnte das äußere Bild Worte und Gedanken von jenem letzten Abend mit ihrem Manne wachrufen, dachte die Bäuerin.

Der Hund winselte leise, als Margrit aus dem Hause trat und der Mauer entlang dem Pfade zuschritt. Sie kam an dem Nußbaum vorbei. Von hier aus führte der Pfad erst zu dem grauen Kreuz, das man aus den alten Steinen wieder aufgebaut hatte. Die noch weißen Zementstreifen lagen um den Steinmast wie starke Seile, die seine vielen Stücke zusammenhielten. Dann ging der Pfad den Hang hinauf, machte weite Kurven um die kleinen Hügel und strebte einer hohen Tanne zu, die in der Spitze des Dreiecks stand, das der Wald in die Wiese hinaus legte. Hier neben dieser Tanne hatten sie sich damals auf den Boden gesetzt. Auch jetzt ließ sich Margrit auf die Nadelstreu unter der Tanne nieder.

Ein weißer Dunst wogte durch das Tal. Wie damals. Das dünne Licht des Mondes quoll über die finstere Wucht des Bergrückens. Wie damals. Der schräge Waldschatten lag schwarz, mit harten Rändern, über der Wiese, wie damals. Nur drüben, diese hellen Punkte, die nebeneinander lagen wie die Glieder einer Kette, zehnfach hin- und hergeführt, sind damals noch nicht dagewesen. Und der Hof, dachte Margrit, er müßte ihr doch auch fremd vorkommen in seiner neuen Anlage. Sie sah in das Tal hinab. Da erst fiel ihr auf, daß sie auf der dem Hof abgewandten Seite der Waldspitze saß.

Aber Margrit konnte sich jetzt entsinnen, daß damals der Hof unter ihnen lag wie ein schwarzer Krater. Der Lorenzer hatte auf den Hof hinabgeschaut und gesagt: „Margrit! Wann's weder a Büa wurd, no well i a nejs Wohnhüs boie, daß er oi im Tol bliewe ka!" Und sie hatten beide auf den Hof hinabgeschaut. Warum sah sie ihn heute nicht?

Margrit erhob sich. Sie stellte fest, daß von der andern Seite der Waldspitze aus der Blick über die Gebäude hingehen konnte. Sie mußte also in jener Nacht hier gesessen sein. Aber warum war sie heute an dieser Stelle, von wo man den Hof so schön überblicken konnte, vorübergegangen?

Die Bäuerin sah im Kreise um sich. Da bemerkte sie einen Hügel zu ihren Füßen, einen jener vielen Hügel, wie sie zu Hunderten im Tal verstreut lagen. Ohne sich dessen bewußt zu werden, war sie dem Hügel ausgewichen. Und damals sollte sie sich mit ihrem Manne neben oder gar auf den Hügel hingesetzt haben?

Margrits Gedanken wirbelten. Die Folgerungen sprangen sie jetzt an und überstürzten sich: Dieser Hügel konnte nicht das Grab eines gefallenen Soldaten des Weltkrieges sein. Die Kämpfe des letzten Krieges, die in diesem Tale tobten, haben immer lange und breite Wunden in den Boden gerissen. Mit rohgezimmerten Kreuzen, oft auch nur mit einem Aste, hat man die Stellen bezeichnet, und nach dem Kriege waren die Reste wieder ausgegraben und, mit den weißen Heldentäfelchen über sich, im großen Friedhofe wieder beigesetzt worden. Und weiter dachte Margrit daran, daß der Pfad, den sie gekommen war, durch den Wald weiterging und oft als abgekürzter Weg nach dem Haupttale benutzt wurde.

Margrit sammelte wieder die Erinnerungsstücke jenes unglücklichen Tages, an dem sie den Bauern zum letzten Male gesehen hatte, bevor das lange, endlose Warten auf ihn begann.

Was kann der Lorenzer getan haben, fragte sich die Bäuerin, nachdem der Leiterwagen zum Hoftor hinausgefahren war? Sicher wollte er in der Kammer das Kästchen suchen, das sie aber bereits an sich genommen hatte. Mit dem Suchen nach dem Kästchen hat der Bauer vielleicht geraume Zeit verstreichen lassen. Endlich, nachdem er es aufgegeben, wird er in den Stall geeilt sein, dem Vieh die Ketten gelöst und den Braunen gesattelt haben. Als er dann den Hof verließ, sah er vielleicht schon Vorposten, denen er sich zu entziehen hoffte, indem er den kürzeren und gedeckten Weg durch den Wald einschlug. Und die Vorposten haben ihn, da er ein Gewehr trug, vielleicht für eine feindliche Patrouille gehalten.

Dumpf fühlte es Margrit in sich: Das furchtbare, aber dennoch von dem kleinen Nachtlicht der Hoffnung erhellte Warten, hier, an diesem Hügel hat es ein Ende gefunden!

Aber Margrit wollte das Ende nicht, sie konnte es nicht wollen. An sie selbst war die Entscheidung herangetreten, den Tod ihres Mannes zu wollen oder nicht zu wollen. Zwischen Furcht und Hoffnung wurde sie hin- und hergeworfen. Das eine hieß für sie die schwerste Enttäuschung ihres Lebens, ihren Mann irgendwo in der Fremde mit einer anderen Frau zu wissen. Aber dennoch war dieses eine das kleine Nachtlicht, während das andere, der Tod des Bauern, das Gerede, aber auch die kleine Hoffnung erstickt hätte.

Das gewaltsame Zusammensuchen und Zusammenlegen der Bilder hatte Margrit vor die Notwendigkeit eines Entschlusses gestellt. Aber sie hatte nicht die Stärke, diesen Entschluß zu fassen. Sie wollte warten. Hat das Schicksal in ihr Leben eingegriffen, so wird es auch einmal sprechen müssen, dachte Margrit.

In ihrem Gleichmaß von Arbeit, vom Gift der Nachreden durchzüngelt, reihten sich die Tage. Zwei Mägde kündigten auf dem Hof. Als Margrit nach dem Grunde fragte, zuckten sie mit den Schultern und gaben mit spitzen Lippen die Antwort, ihr Bräutigam wolle nicht, daß sie auf einem solchen Hof in Arbeit seien; der Bauer könnte eines Tages zurückkehren, und dann sei ja keine Magd mehr sicher. Eines Nachts, als Margrit sich schon in ihre Kammer eingeschlossen hatte, hörte sie ein Klopfen an der Türe, und eine brüchige Stimme flüsterte das rohe, brutale Werben eines Knechtes: Warum sie denn dem Lorenzer die Treue bewahren wolle? Er habe es doch gewiß nicht verdient, sie solle doch nicht so dumm sein . .

Margrits Körper wurde heiß vor Scham und Wut. Sie hätte aufspringen mögen und den Knecht die Stiege hinabstoßen. Aber sie fühlte, wie ohnmächtig und hilflos sie war. Sie blieb liegen und lauschte mit klopfendem Herzen in die Dunkelheit. Das Flüstern und Scharren an der Türe wollte nicht aufhören, und Margrit glaubte, Schritte die Treppe auf- und niederknarren zu hören, die nicht nur von einem waren.

All diesen Demütigungen sollte der Bauer sie ausgesetzt haben? War das ganze Leben ihres Mannes eine Lüge gewesen? Und ihr eigenes ein Selbstbetrug? Da dachte sie wieder an den kleinen Hügel, der oben am Walde neben der Tanne war.

Vom Kreisamt kam bald darauf ein Brief an Margrit, der ihr mitteilte, daß die Sache ihres Mannes erneut aufgegriffen worden sei, und der ihr untersagte, einstweilen irgendwelche Entschlüsse zu fassen, die auf der Todeserklärung ihres Mannes beruhten.

Und eines Tages kamen die beiden Buben in zerrissenen Anzügen und mit blutigem Gesicht aus der Schule heim. Margrit fragte den Aelteren, was es gegeben habe.

„Wage 'nem Vater!" sagte er kalt und bitter.

Es muß ein Ende nehmen, nahm Margrit sich jetzt vor. Das stumme Schicksal, das gewirkt, aber nicht gesprochen hatte, lag wie ein schwarzer Schleier auf ihrem und der Kinder Leben.

Noch am selben Abend befahl Margrit einem der Knechte, am nächsten Morgen anzuspannen. Sie wolle in die Kreisstadt fahren.

Ein großes Gerede gab es überall, als Margrit mit zwei Beamten und zwei fremden Arbeitern aus der Stadt zurückkehrte. Den Kindern hatte Margrit verboten, an diesem Tage in die Schule zu gehen. Sie kamen der Mutter entgegen, als der Wagen in den Hof einfuhr.

Margrit ließ Schaufel und Pickel bringen und stieg dann mit den Beamten und den Arbeitern den Pfad zum Waldrand hinauf. Die Buben wollten ihr folgen. Aber Margrit schickte sie zurück und trug ihnen auf, darauf zu achten, daß niemand von dem Gesinde ihr nachschleiche.

Eine Stunde verging. Da sahen die beiden Buben ihre Mutter langsam den Pfad herunterkommen. Zögernd gingen sie ihr entgegen.

Ihr Gesicht war dem Boden zugewandt; und es war grau, ganz grau, wie nach einem großen Erschrecken. Und ihre Stimme war hart, ganz tonlos, als sie zum Aeltesten sagte: „Gang oivi zum Pfarrer un sag em, er sott mor'n zum Isagna kumme!"

Das Gesinde, das vor dem Wohnhaus stand, trat scheu und schweigend zurück, als die Bäuerin auf die Türe zuschritt. Alle schauten auf Margrits rechte Hand, deren Ringfinger einen zweiten Goldreif trug — von der Hand ihres Mannes.

Zwischen Rhein und Schwarzwald

Heimatbeilage zum Wochenende

2. JAHRGANG | 8. September 1951 | Nummer 36

Unbekannter Meister

Der Schöpfer der Meßkircher Bildtafeln / Von Franz Josef Mayer

Vor 520 Jahren arbeitete am Hofe der Grafen von Zimmern in dem kleinen Städtchen Meßkirch am Fuße des badischen Heuberges ein Maler, der mit seinen Werken als „Vollendeter" plötzlich an die Oeffentlichkeit trat und zu den bedeutendsten Malergestalten seiner Zeit gehörte. Seine Person allerdings ist von einem undurchdringlichen Schleier umgeben, da keine seiner zahlreichen Arbeiten ein auf seinen vollen Namen schließendes Signum tragen. Heute noch zerbricht man sich in Kunstkreisen den Kopf darüber, wer wohl dieser große Maler gewesen

Gemäldegalerie: Mittelstück des Falkensteiner Altars (Fürstl. Fürstenbergische) Donaueschingen

sein könnte, der als Namenloser in die Geschichte eingegangen ist, in seinen großartigen Werken aber als „Unsterblicher" fortlebt und mit zu den vielbewunderten Malergrößen gehört, die sich in den Galerien des In- und Auslandes einen ständigen Platz zu sichern verstanden. Sachverständige haben bis jetzt nur auf einer einzigen seiner Bildtafeln das Signum „Jörg" entdeckt, mehr aber nicht.

Nach den bisherigen Forschungen, um das Jahr 1500 zwischen Nördlingen und Nürnberg geboren, verbrachte der Meister seine Lehrjahre in Nürnberg im Kreise des Dürer-Schülers Hans Kulmbach. Er arbeitete dann unter starker Beeinflussung nach der farbigen Seite hin bei Hans Leonhard Schäuflin in Nördlingen.

Seine in Meßkirch geschaffenen Bildtafeln zeigen den Meister in der Vollkraft seiner männlich-reifen Leistungen. Mit den Meßkircher Aufträgen tritt er, empfohlen von dem Reichsgrafen Karl Wolfgang von Oettingen, einem nahen Verwandten des Zimmerschen Hauses, zum ersten Male in den Vordergrund. Er führte sich mit dem Probebild „Christus vor Kaiphas" ein und begann im Jahre 1530/31 mit der Altarausstattung der Meßkircher Stiftskirche. Er erscheint dann in der Folgezeit nur noch als „Hofmaler" des Grafen von Zimmern und ist, abgesehen von einigen wenigen Arbeiten für den benachbarten Adel, erst in der Endzeit seines Schaffens, als er offenbar freiere Hand bekam, mit Aufträgen von anderer Seite bedacht worden. Ende des Jahres 1531 finden wir ihn vorübergehend am Hofe des Grafen von Zollern-Hechingen, wo er für die Zimmersche Braut ein Hausaltärchen malte. In der Zeit von 1530—1538 entstand die Gesamtheit seiner Meßkircher Bildtafeln. Hier entstanden zunächst die acht Passionstafeln, eine Arbeit, die, wie die letzte Tafel mit der Auferstehung beweist, sich bis zum Jahre 1536 hinzog. Dazwischen malte er bald nach 1532 den Freskenzyklus im Kloster Heiligkreuztal, 1536 den Wildsteiner und 1538 den Falkensteiner Altar. Im Jahre 1538/39 malte er die Blätter für den Hochaltar in Meßkirch mit dem bekannten Dreikönigsbild als Mittelstück, das einzige Kunstwerk, das sich noch heute in Meßkirch befindet und die wertvollste schöpferische Arbeit des Meisters ist. Zur selben Zeit entstanden auch die „Kreuzigung" für das Meßkircher Schloß und das Benediktusbild für den Abt von Petershausen, der sich damals in Saulgau aufhielt. Damit aber scheinen seine Aufträge aus dem Hause der Grafen von Zimmern erschöpft gewesen zu sein, da unglückliche Verhältnisse am Hofe eine trübe Stimmung schufen, die das Kunstverständnis des Grafen so sehr beeinträchtigten, daß er keine Kunstaufträge mehr erteilte.

Trotzdem blieb der Meister in Meßkirch. Seine Arbeiten aber flossen ihm von außen zu. Zu diesen gehören zwei Flügelbilder für das Kloster Frauenberg bei Bodman am Bodensee, der Altar für Wolpertswende, Oberamt Ravensburg, die Gedächtnistafel für den Domherrn von Bubenhofen, ein Scheibenriß für den Propst Herkules Göldlin, und ein Epitaph der Fa-

Christophorus (Fürstl. Fürstenbergische Gemäldegalerie Donaueschingen)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

milie Ehingen-Neuneck, das als seine letzte Arbeit angesprochen wird.

Im Jahre 1543 nahm der Tod dem Meister den Pinsel aus der Hand. Der Balinger Maler, Marx Weiß der Jüngere, der verwandtschaftliche Beziehungen zu Meßkirch hatte, übernahm den Bestand der Werkstatt des Meisters.

Das künstlerische Erbe, das uns der Meister hinterlassen hat, ist sehr reichhaltig. Nicht weniger wie 106 Werke konnten bis jetzt nachgewiesen werden. In zahlreichen Museen und Galerien des In- und Auslandes, so in Berlin, München, Stuttgart, Karlsruhe, Nürnberg, Kassel, Kottbus, Paris, Philadelphia, Warschau, Moskau, St. Gallen, Zürich, Basel u. a. finden wir ihn vertreten. Die Fürstlich Fürstenbergische Galerie in Donaueschingen besitzt allein 26 Tafeln. Andere, außer den bereits genannten Werken, befinden sich auf Schloß Heiligenberg, im Schloß Bodman, im Schloß zu Sigmaringen, wo auch das Hausaltärchen der Gräfin Anna zu Zollern-Hechingen sich befindet, dann in der Pfarrkirche zu Harthausen a. d. Scheer und in der ehem. Klosterkirche der Zisterzienserinnen in Heiligkreuztal.

Die Art des Schaffens des Unbekannten, seine emailartige Lasurtechnik von stärkster Leuchtkraft, stempelt ihn zum glänzendsten Koloristen der deutschen Renaissance. Sein sicheres Formengefühl für kubische Plastik und Standfestigkeit der Gestalten wie die Geschlossenheit des Bildgefüges, machten ihn zum selbständigen Meister der großzügigen Art neuen Stils.

Was den Meister aus seiner künstlerischen Umgebung besonders heraushebt, ist die eigenartige Farbigkeit seiner Arbeiten, die von starker Audruckskraft sind. Wenn man vor seinen Werken steht, ist man ergriffen von der Tiefe, die der Meister in sie hineingelegt hat. Schließlich zeigen sie auch seine große zeichnerische Begabung. Sind doch vor allem die Körperformen ausgezeichnet durchgearbeitet und von ausschließlich weicher Form, wobei man selbstverständlich berücksichtigen muß, daß der Gestalter auf einem steinharten und sprunglosen Grund arbeitete. Was aber den Meister aus dem Kreis seiner Zeitgenossen heraushebt, ist die Tatsache, daß er die Gediegenheit einer alten Schule zu einer Zeit festgehalten hat, wo sich die Formen bereits verflachten, die Kompositionsgesetze verlorengingen, und eine unharmonische Farbgebung einsetzte. Er ist über seinen Meister Schäufelin hinausgewachsen und hat die großzügige Art Dürers und seiner Schule nach dem Süden getragen.

Hinterzarten / Von Max Rieple

Als „apud villam Zartun" wird Hinterzarten erstmals zwischen 1122—1132 urkundlich erwähnt. So steht das „hintere Zarten" in direkter Beziehung zu der uralten Keltensiedlung Tarodunum (= Zarten), die schon vor der Römerzeit im Dreisamtal die Schwarzwaldpforte mit starken Mauern bewachte.

Der Ort, der dort oben entstand, wo die Straße aus dem tiefen Einbruch des Höllentals auftaucht und sich beglückt dem erfrischenden Bergwind, der Sonne und dem Duft der Matten hingibt, ist weit verzweigt. Einige seiner Zinken und Weiler wie Alpersbach oder Rinken greifen bis zum Feldberg hinauf. So ist es verständlich, daß der höchste Schwarzwaldberg und die zu seinen Füßen hingelagerte Ortschaft meist miteinander genannt werden. Hinterzarten war seit 1408 ritterschaftliche Besitzung der Snevelin von Landeck, der Falkensteiner, seit 1588 im Besitz der Grafen Sickingen und der Grafen Schenk von Castel, deren beider Wappen heute noch am Chorbogen der Kirche prangen. Der Ort gehörte zur Landgrafschaft Breisach und seit 1805 zu Baden. Nicht so früh wie die Siedlung wird das Gotteshaus genannt, das ursprünglich Filialkirche von Breitenau war und um 1350 „unserer Lieben Frauen in der Zarten" genannt wurde. Die heutige Pfarrkirche, die mit ihrem von einem achteckigen riesigen Zwiebeldach gekrönten Turm das unverkennbare Wahrzeichen Hinterzartens ist, wurde 1416 begonnen und 1722, als auch jener eigenartige Turmhelm entstand, erneuert.

Kaum dürfte es noch irgendwo im Schwarzwald eine schönere Dorfkirche geben. Das Innere des Gotteshauses scheint ganz durchglüht vom Lichte, das vom goldenen Strahlenkranz der Madonna im Hochaltar auf die zierlichen Seitenaltäre mit dem reizvollen figürlichen Schmuck fällt. Um die äußerlich schlichte Kirche legt sich der alte Friedhof mit seiner Mauer, die mit ihren arkadenartigen umwachsenen Nischen irgendwo im Süden stehen könnte. An die Außenwand dieses Gemäuers haben sich schindelgedeckte, niedere Verkaufsbuden gekauert, in denen man nicht mehr wie zur Zeit der Wallfahrten Wachslichter und Rosenkränze kaufen kann, sondern jene hübschen Dinge, die die Herzen der Kurgäste aus aller Welt erfreuen.

Die Kirche hat aber auch das Adler-Gasthaus in seinen Schutz genommen, das seit 1446 besteht. Allerdings sind nur noch das tiefheruntergezogene Dach und die niedern Fenster der alten Bauernwirtschaft geblieben. Man ließ die äußere Form des Hauses, um sie mit einmaliger Behaglichkeit zu füllen und so jene glückliche Verbindung von Bodenständigem zu gediegenem Neuem zu schaffen, die den Ruf dieser Gaststätte rechtfertigt.

Aelter noch als der „Adler" ist die ehemalige Poststation, das „Weiße Rößle", das schon 1347 urkundlich genannt wird, und das zu den ältesten Gaststätten Deutschlands zählt. Das Haus gehörte von jeher zu der Straße, die von der Baar über Neustadt durch das Höllental und das enge Felstor bei Hirschsprung zum Breisgau zieht. Hier wurden die Pferde der Postwagen gewechselt. Hier machte wohl auch die unglückliche österreichische Kaisertochter Marie Antoinette Halt, als sie 1770 auf der für sie eigens erneuerten Straße in prunkvollem Zuge mit 57 Wagen, 450 Zug- und Reitpferden nach Paris zog, wo sie 1792 auf dem Schafott enden sollte.

Auch das „Weiße Rößle" hat es nach dem Brand von 1925 verstanden, jene gediegene Gastlichkeit zu schaffen, die eben einmal zu Hinterzarten gehört, wie die Berge, Matten und Wälder ringsum. In jedem der kleinen Fremdenheime, die meist mit ihrem Namen die Besonderheit ihrer Lage andeuten, wie „Wolfennest" oder „Haus am Tannenhain", treffen wir sie an. Sie begrüßt den Gast mit roten und gelben Gartenschirmen und winkt ihm von blumenumsponnener Veranda zu, wenn er auf einem der unzähligen Spazierwege in die Wiesen und Wälder wandert, die von allen Seiten an die Ortschaft heranbranden und sie durchfluten. So steht man selbst mitten im Dorf „draußen" in Gottes freier Natur.

Allerdings, wer diese in ihrer ganzen Schönheit erleben will, der wandere einmal dem Hinterwaldkopf zu. Altersgraue Bauernhöfe, hinter hohen Bäumen versteckt und von Wegkreuzen bewacht, spiegeln sich in blanken Brandweihern. Von Birken umsäumt, von schäumenden Bächen geleitet und im Frühling von Kirschblüten überschneit wandern die Wege zur Höhe. Das Sträßlein, das nach Alpersbach führt, duckt sich bald unter ein dunkles Waldtor und tritt dann wieder hinaus auf eine sonnenüberglänzte Lichtung. Von hier aus umspannt der Blick das tiefeingeschnittene „Löffeltal", das nach dem letzten Kriege manchem zum „Kreuzweg" wurde, weil der Zug nicht mehr über das gesprengte Ravennaviadukt fahren konnte. Nahe bei dieser weitgespannten Brücke findet das Auge tief drunten die alte St. Oswaldskapelle in Steig, die in zierlicher Gotik, mit ihrem reichbemalten Flügelaltar eine Kostbarkeit mittelalterlicher Schnitzkunst birgt.

Wandere am Birklehof vorbei, der weithin bekannten Schule nach Salemer Muster, gen Breitnau, und hinter einer mächtigen, viele hundert Jahre alten Linde, hebt dort die Kirche ihren ungefügen Quaderturm empor. Wie die Finger einer Hand strecken sich von den Hängen um Breitnau die Bergrücken der Nessellache, des Otten und des Freyel dem Breisgau entgegen. Jede dieser Aussichtskanzeln hat ein eigenes Gesicht und gewährt Ausblicke von einmaliger Schönheit.

Und wieder ist eine gänzlich andere Landschaft um dich, wenn du etwa von Hinterzarten an der mächtigen Skisprungschanze vorbei nach Erlenbruck mit dem kleinen Hochmoor emporwanderst und von dort zum Mathisleweiher abbiegst. Eingebettet in tiefe Wälder, von blauen Libellenblitzen umzuckt und vom Hochzeitsreigen der Eintagsfliegen umtanzt, wirkt er noch unberührt und geheimnisvoll.

Eine echte Moorlandschaft aber umfängt uns, wenn wir das Naturschutzgebiet, das Hinterzarter Moos, durchwandern. Birken, Fichten, Erlen und bläuliches Rauschbeerengebüsch kündet uns den Moorgrund an. Seltene Schmetterlinge huschen über ihn hin. Da ist der Perlmuttfalter, nach seinen perlmuttglänzenden Flecken auf der Unterseite der Hinterflügel genannt. In den Namen: Violettsilberfalter, Mohrenfalter, Silberfleckbläuling, Dukatenfalter oder Feuerfalter ist das Bild jedes einzelnen mit seiner ganzen Farbenpracht wiedergegeben.

Ode an den Schwarzwald

Du Licht meines Lebens,
wie manchmal verweil' ich,
wenn fröhlich der Morgen
dich zärtlich und liebend erfüllt,
auf deinen Gefilden und lausche
bezaubert im sonnigen Wald
dem Singen der Vögel
und jeglicher jubelnder Botschaft
in freudiger Lebenslust zu.
Und manchmal bedrängt mich ein Wandern
und lockt mich in die Ferne der Täler —
der Höhen blauschimmerndes Band.
Dann bin ich beschwingt
und fröhlich im Schreiten,
mit Sehnsucht im Herzen
zieh' ich empor.
Und immer beglückt mich das Rauschen
der ragenden Tannen, —
dein Wesen, o Schwarzwald
mit herrlicher Kraft.

Franz Cingia

Eines Schwarzwälder Kaufherrn schicksalhaftes Ende

Es schneite, als ginge es Weihnachten zu. Dabei schrieb man den 27. Mai 1887. Im Hochschwarzwald, vor allem in Neustadt, in Lenzkirch, in Titisee, in Hinterzarten, in Viertälern und wo immer sonst befand sich alles auf den Beinen, was schon laufen und was noch sich bewegen konnte. Endlich war der Tag angebrochen, an dem auf der fertiggestellten Höllentalbahn der erste Zug, als Festzug erwartet werden konnte. Natürlich ließ es sich der Landesfürst, der „alte Großherzog" nicht nehmen, mit diesem ersten Zug von Freiburg nach Neustadt zu fahren, da die Strecke durch die Hölle nächst der etwa 20 Jahre zuvor eröffneten Schwarzwaldbahn als höchst bedeutende technische Leistung — wie jene von dem genialen Robert Gerwig erbaut, der allerdings schon anderthalb Jahre im besseren Jenseits weilte — angesehen wurde, und zu gelten auch ein volles Recht hatte.

Im Hochschwarzwald selbst war es der Kaufherr und Fabrikant Franz Josef Faller, der recht als der geistige Urheber und entschlossene Förderer des Planes der Höllentalbahn und seiner Verwirklichung betrachtet werden mußte. Er hatte die Siebzig noch nicht erreicht, der 1820 in Lenzkirch Geborene, der, wie sich von selbst verstand, dazu ausersehen war, in Titisee beim Eintreffen des festlich geschmückten ersten Zuges Großherzog Friedrich I. willkommen zu heißen ...

Auf der Fahrt im Landauer von Lenzkirch herüber nach dem Bergsee zwischen Feldberg und Hochfirst mag Franz Joseph Faller den eigenen Lebensweg wieder einmal überdacht haben. Er war im Kloster Rheinau in die Schule gegangen, hatte dort flüssig lateinisch sprechen gelernt, aber auch Liebe zum Theaterspielen gewonnen, die er nie mehr abstreifte, war im Anschluß daran nach dem Waadtländischen Iferten (Yvendon) an die berühmte Lehranstalt von Pestalozzi gekommen — der große Pädagoge und Erzieher hatte allerdings das Zeitliche schon gesegnet — und sah sich jung dann in das elterliche Unternehmen Faller, Tritscheller & Co., in Lenzkirch eingefügt. Die heimatliche Strohhuthandlung vertrat er auf italienischem Boden, in Vallonara, und erwarb sich dabei erste Lorbeeren.

Heraufgestiegen war die Zeit von 1848-49. Vorübergehend in geschäftlichen Aufträgen nach Frankfurt geraten, lernte der junge Schwarzwälder Robert Blum, das führende Mitglied der Linken im Paulskirchen-Parlament kennen, der auf den bergländischen Kaufmann großen Eindruck machte. Als Robert Blum im November 1848 in der Brigittenau bei Wien den politischen Märtyrertod erlitt, griff dieses fürchterliche Schicksal Franz Joseph Faller gewaltig ans Herz. Nach Lenzkirch zurückgekehrt, fand sich Franz Joseph Faller, recht ohne sein Zutun, in die politischen Spannungen einbezogen. Obwohl er zur Ruhe mahnte und diese auch für das Heimatstädtchen zu erhalten vermochte, machte man dem freilich Unerschrockenen den Prozeß wegen Anstiftung von Aufruhr und Widersetzlichkeit, der indessen mit seiner Freisprechung endete.

Als Franz Joseph Faller dann ganz nach Lenzkirch in das väterliche Unternehmen zurückkehrte, empfing dieses von ihm vielfältige Impulse. Aber weit über den Rahmen des eigenen Betriebes hinaus wurde der tätige Mann zum Anreger des schwarzwälderischen Erwerbslebens im größten Stil. Er selbst hat seine Anschauungen in einer Art von Reimchronik niedergelegt, die früher, noch bis in die neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts, gern gelesen und oft vorgetragen wurde. In nicht immer ganz unholperigen Versen schilderte er die Entwicklung des schwarzwälderischen Gewerbetums von der Schneflerei über die Glashütten und die Uhrmacherei zur Strohflechterei. Als Faszit legte er den Landsleuten ans Herz, das erhaltenswerte Alte zu bewahren, aber dem guten Neuen die Tore zu öffnen. Zu dem guten Neuen gehörte für Franz Joseph Faller, der, dreiundvierzigjährig zum Kommerzienrat ernannt, vom Großherzog in die Erste Kammer der Landesstände berufen wurde, eine Eisenbahnverbindung zwischen der großen Durchgangslinie in der Rheinebene und dem hohen Schwarzwald. Alle Kraft seiner Persönlichkeit, die ganze Hingabe seines weitschauenden Wesens, den Elan seines ungebeugten Menschentums hatte Franz Joseph Faller dem Plan der Höllentalbahn angedeihen lassen. Und nun bewegte sein Herz genugtuungsvolle Freude darüber, daß er dem Landesfürsten den Willkommgruß sollte entbieten dürfen ...

Franz Joseph Faller entstieg dem Wagen und sah sich lebhaft begrüßt von vielen Freunden und Bekannten der Schwarzwälder Industrie, aus dem Handwerkertum, wie aus der Bauernschaft. Wenig später schon wurde die Ankunft des Zuges gemeldet. Die heitersten Gemüter übten ihren Witz an dem „Winterwetter", das so gar nicht zum 27. Mai passen wollte ...

Jetzt trat man hinaus auf den reichgeschmückten Bahnsteig. Die fauchende kleine Lokomotive wurde sichtbar. In diesem Augenblick sank Franz Joseph Faller in sich zusammen. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein Ende bereitet .... Ein Ende bereitet, wer hätte das bestreiten wollen, als der nun Entseelte auf einem ragenden Gipfel seiner Erdenbahn angekommen war.

Der Schreiber dieser Zeilen, damals im dritten Lebensjahr, erinnert sich noch, als wäre es gestern gewesen, daß ihm Vater und Mutter erzählten, der „Herr Großherzog" sei tief erschüttert gewesen vom Tode des großen Mannes, dessen Name in unser aller Mund war, und habe ihn seinen „unvergeßlichen, lieben, aufrichtig verehrten Freund" genannt. Wie weit liegt diese Zeit zurück! Wie wenig junge Menschen im Hochschwarzwald mögen noch etwas von diesem prächtigen Schwarzwälder wissen! Wie notwendig wäre es — oder irrt da der mittlerweile selbst fast siebzig Jahre alt Gewordene? —, dafür zu sorgen, daß die Erinnerung an die überragenden Geister der Heimat, denen diese viel zu danken hat, nicht ganz der Vergessenheit anheimfällt.

O. E. S.

Vom Landesamt für Denkmalspflege

Anstelle des am 15. Mai d. Js. verstorbenen Landeskonservators Dr. Hans Reinhold hat das Ministerium des Kultus und Unterrichts auf Antrag des Landeskulturamtes den Konservater der weltlichen Baudenkmale Herrn Oberbaudirektor Dr. Joseph Schlippe in Freiburg, bis auf weiteres mit der Leitung des Landesamts für Denkmalspflege und Heimatschutz beauftragt.

Baumzucht / Von Johann Peter Hebel

„Hausfreund", sagte der Adjunkt, „wenn ich ein Wahl hätte: ein eigenes Kühlein oder ein eigener Kirschbaum oder Nußbaum — lieber ein Baum."

Der Hausfreund sagt: „Adjunkt, Ihr seid ein schlauer Gesell. Ihr denkt, wenn ich einen Baum hätte, so hätt' ich auch einen eigenen Garten oder Acker, so der Baum drauf steht. Eine eigene Haustür wäre auch nicht zu verachten, aber mit einem eigenen Kühlein auf seinen vier Beinen könntet Ihr übel dran sein."

„Das ist's eben", sagt der Adjunkt, „so ein Baum frißt keinen Klee und keinen Haber. Nein, er trinkt still wie ein Mutterkind den nährenden Saft der Erde und saugt reines warmes Leben aus dem Sonnenschein und frisches aus der Luft und schüttelt die Haare im Sturm. Auch könnte mir das Kühlein zeitlich sterben. Aber so ein Baum wartet auf Kinder und Kindeskinder mit seinen Blüten, mit seinen Vogelnestern und mit seinem Segen. Die Bäume wären glückliche Geschöpfe", meint der Adjunkt, „wenn sie wüßten, wie frei und lustig sie wohnen, wie schön sie sind im Frühjahr und in ihrem Christkindleinstaat im Sommer, und alles stehen bleibt und sie betrachtet und Gott dankt, oder wenn der Wanderer ausruht in ihrem Schatten und ein Pfeiflein Tabak genießt, oder ein Stücklein Käs, und wie sie gleich dem Kaiser Wohltaten austeilen können und jung und alt froh machen umsonst, und im Winter allein nicht heimgehen. Nein, sie bleiben draußen und weisen den Wanderer zurecht, wenn Fahrwege und Fußpfade verschneit sind: Rechts, jetzt links — jetzt noch ein wenig links über das Berglein."

„Hausfreund", sagt der Adjunkt, „wenn Ihr einmal Vogt werdet oder gar Kreisrat, so müßt Ihr Eure Untergebenen fleißig zur Baumzucht anhalten und ihnen selber mit einem guten Beispiel voranleuchten. Ihr könnt Eurer Gemeinde keinen größeren Segen hinterlassen. Denn ein Baum, wenn er gesetzt oder gezweiget wird, kostet nichts oder wenig, wenn er aber groß ist, so ist er ein Kapital für die Kinder und trägt dankbare Zinsen. Wenn ich einmal so viel erworben habe, daß ich mir ein eigenes Gütlein kaufen und meiner Schwiegermutter ihre Tochter heiraten kann, und der liebe Gott beschert mir Nachwuchs, so setze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein, und das Bäumlein muß heißen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und ist sein erstes eigenes Kapital und Vermögen, und ich sehe zu, wie sie miteinander wachsen und gedeihen und immer schöner werden, und wie nach wenig Jahren das Büblein selbst auf sein Kapital klettert und die Zinsen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer oder den Dekan und begrabe es unter sein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt, und alle Bäume stehen wie Auferstandene von den Toten in ihrer Verklärung da, voll Blüten und Sommervögel und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab und rufe leise hinab: „Stilles Kind, dein Bäumlein blüht. Schlafe du indessen ruhig fort! Dein Maitag bleibt dir auch nicht aus!"

Es ist kein unwäger Mensch, der Adjunkt.

mpfo

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg